

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1903

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0005|log63

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.
Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

V. Jahrgang.
Nr. 11.

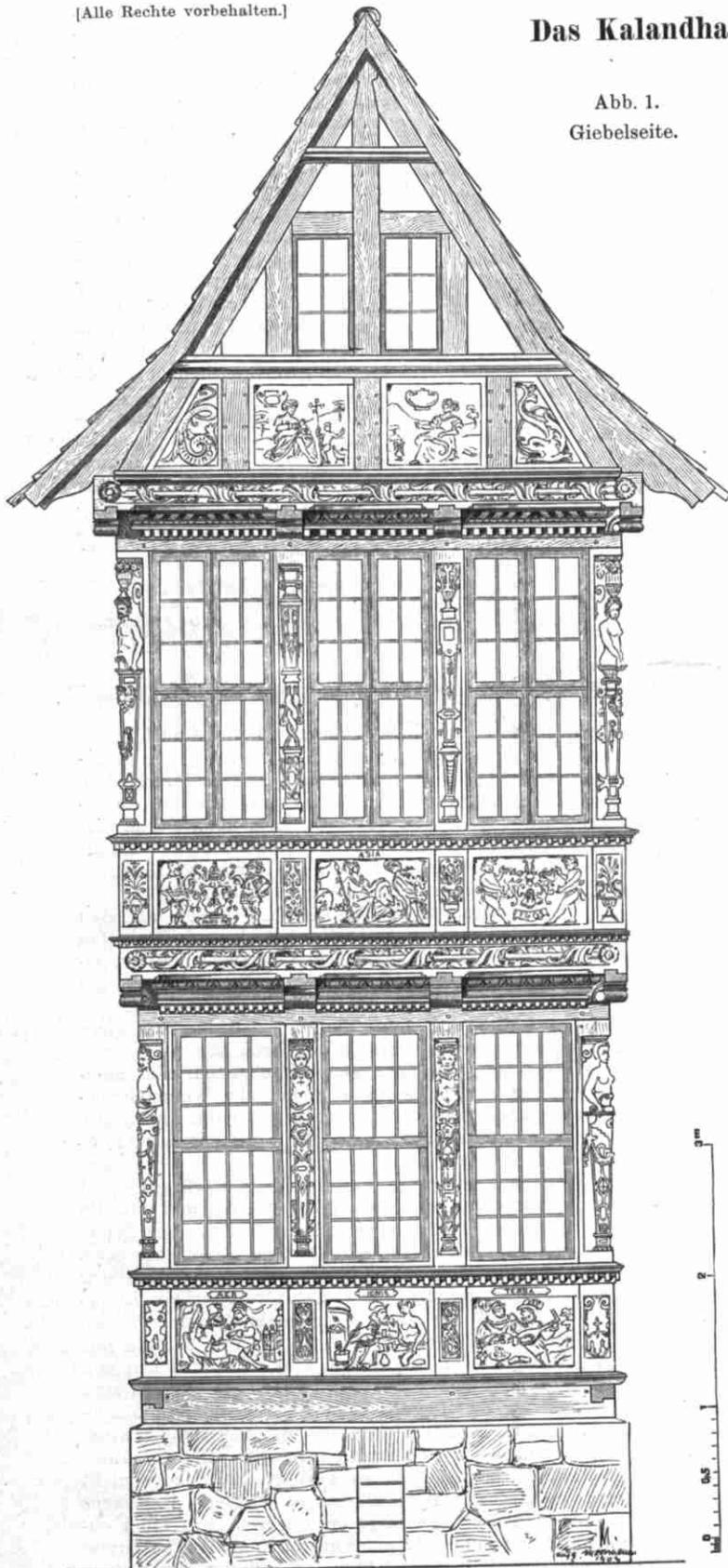
Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis
einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das
Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 26. August
1903.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Das Kalandhaus in Alfeld a. d. Leine.

Abb. 1.
Giebelseite.



Das Städtchen Alfeld, das inmitten schattiger Berge und grüner Weiden seine alten Mauern und den hohen zweispitzigen Kirchturm im Leineflusse spiegelt, reiht sich mit seinen malerischen Straßendurchsichten und seinen schmuckreichen Holzbauten, wenn auch nicht der Zahl, so doch der künstlerischen Bedeutung nach, würdig seiner Nachbarstadt Hildesheim an. Die Kunstschatze Alfelds sind zum Teil bisher noch übersehen worden; kürzlich ist wieder ein kleines Bauwerk freigelegt, das, als es noch in seiner vollen Pracht dastand, wohl mit zu dem Besten gehörte, was damals von der deutschen Baukunst geschaffen ist.

Nachdem 1586 das mit roten Sandsteinarchitekturen in edler Ausbildung ausgebaute Rathaus in Alfeld fertig geworden war, wurde im Jahre 1610 der reich geschmückte Fachwerkbau der sogenannten alten Seminarschule vollendet, ein Bauwerk, an dem ein so ungewöhnlicher Aufwand von Schnitzereien gemacht worden ist, wie er in Hildesheim an keinem Bauwerk vorkommt. Sämtliche 4 Seiten jenes Gebäudes zeigen zahlreiche geschnittene Figurentafeln, im ganzen etwa 70 an der Zahl und außerdem reich geschnittene Pfosten, Schwellen und sonstige Architekturteile. Wenn diese Leistungen an künstlerischer Vollendung weit hinter der Architektur des Rathauses zurückbleiben, so ist jener kleinere Fachwerkbau, der bisher in der Kunstgeschichte nur oberflächlich erwähnt wurde, um so höher über diese Leistungen zu stellen. Es ist dies der ausspringende Giebelbau des alten Kalandhauses, der, soviel noch von der Inschrift zu erkennen, um 1605 entstanden zu sein scheint. (Mithofs Jahresangabe 1681 läßt sich nach dem Aussehen der stark verwitterten Zahl und nach den gleichzeitig in Hildesheim vorkommenden Profilierungen nicht aufrecht erhalten, ebenso wenig die von Heinze angegebene Zahl 1581.) Das Kalandhaus (Abb. 1–3) diente der 1381 zuerst in Alfeld urkundlich erwähnten Kalandsbrüderschaft, die an den Kalenden (1.) jedes Monats ihre Zusammenkunft hatte, als Vereinshaus. Später verfiel das Gebäude und wurde zu recht dürftigen Arbeiterwohnungen eingerichtet. Bis vor etwa 10 Jahren war es im Privatbesitz, dann wurde es von der Stadt erworben. Schon vorher waren die Außenseiten bis auf den jetzt ringsum freigelegten, vorspringenden Giebelbau mit Schiefer bekleidet worden. Auch jene Seiten waren angeblich mit bescheidenem Schmuck versehen. Eine wahre Perle unter den deutschen Holzbauten ist nun dieser Giebel, dem, was Feinheit und Reichtum der Profilierung und der Schnitzereien, sowie sichere und gewandte Behandlung des figürlichen Schmuckes anbetrifft, in Hildesheim nur das 1529 entstandene Knochenhaueramtshaus zur Seite zu stellen ist. Von den gleichzeitigen Bauten ist jedoch das Kalandhaus einzig in seiner Art. Die Pilasterausbildung erinnert einigermaßen an die phantastischen Formen des Wendel Dietterlin, nur daß in richtigem Taktgefühl die Verzierungen auf maßvollere Formen zurückgeführt sind.

Vor der herkömmlichen Verwendung der eigentlichen „Architekturformen“, jener leeren, nur aus Unselbständigkeit gedankenlos immer noch wiederholten Erbschaft der Antike, hat der gesunde Menschenverstand den flotten Künstler, denn mit einem solchen, nicht mit einem bloßen Handwerksmeister haben wir es hier zweifellos zu tun, bewahrt. Gerade unsere deutsche Holzarchitektur liefert den schönsten Beweis, daß auch ohne die Hilfe jener zur starren geistlosen Mode herabgesunkenen kunstgeschichtlichen Ueberlieferungen sich Anmutiges und Reizvolles schaffen läßt. Das gotische laufende Blatt in den Schwellen geht hier friedlich mit dem antiken Eierstab und dem Zahnschnitt zusammen, und beides stimmt wiederum zu den lustigen Pilasterfüllungen mit ihrem bunten Schnörkelwerk und beweist so, daß der künstlerische Wert eines Bauwerks von der geschichtlichen Kunstform und vom sog. Stil unabhängig ist.

Die allegorischen Darstellungen zeigen im Gegensatz zu den meisten Hildesheimer Schnitzereien überall feinbeobachtete, lebensvolle Bewegung und zwar derbe, aber richtige Formen, wie sie die gleichzeitigen niederländischen Maler, wenn sie den Volkston

treffen wollten, liebten. Die Tafeln haben leider schon so stark gelitten, daß ohne Zuhilfenahme von Vermutungen eine vollständige Deutung nicht mehr möglich ist. Die untere Reihe stellt die vier Elemente und Temperamente vor, die obere die Weltteile, nur der „Cholerius“ mußte noch in die obere Reihe übernommen werden. Im Giebeldreieck sind noch zwei einzelne Figurentafeln angebracht. Die einzelnen Darstellungen folgen in nachstehender Anordnung:

Untere Reihe. Südliche Schmalseite: 1) (Melancholicus?) Ein Mann in Puffenwams und Federhut spielt die Mandoline, während neben ihm eine Dame sitzt, die zum Spiele zu singen scheint. 2) Aqua (Ueberschrift erhalten). Ein Mann mit Pelzmütze und Fischernetz, sowie eine Frau hinter einem Tische mit Fischen.

Giebelseite (Abb. 1): 3) (Aer?) Ein Jäger mit Falk und Reiher wird von einer reichgekleideten Frau geliebt. Im Hintergrunde ein „Luftschloß“ und am Himmel einige Wolken. 4) Ignis (Inscription erhalten). Ein alter Alchimist vor seinem Schmelzofen beschäftigt. Neben ihm eine nackte Frauengestalt, die sich vertraulich auf seine Schulter lehnt und in der Rechten ein Perlenhalsband hält. Am Boden einige Beutel, anscheinend mit Gold, auf dem Schoß des Alten ein Blasebalg, in seiner Linken eine Brille. 5) (Terra?) Ein musizierendes Paar in reicher Tracht vor einem Tische mit Früchten und Blumen.

Nördliche Schmalseite: 6) Phlegmaticus (Ueberschrift erhalten). Ein Schiffer mit Pelzmütze hält einen Anker. Hinter einem Tische eine Frau mit Fischen. 7) (Sanguinicus?) Ein Alter naht sich einer Bullerin mit einem gefüllten Geldbeutel.

Obere Reihe (die Inschriften sind sämtlich erhalten). Südliche Schmalseite: 8) Europa. 9) Amerika.

Giebelseite: 10) Wappen, dessen Zeichen  anscheinend ein Gildezeichen ist. Zur Seite zwei römische Krieger als Wappenhalter, unterhalb ein Spruchband mit „Anno P. N. X.“. 11) Asia, eine Frau mit spitzem Hut und Lanze auf einem Drachen thronend. Als Nebenfigur ein Chinese, Früchte schleppend. Im Hintergrunde ein beladenes Kamel. 11) Wappen mit zwei Putten als Wappenhaltern. Wappenzeichen ein Bienenkorb auf einem Schemel.

Nördliche Schmalseite: 12) Afrika. 13) Cholerius (nicht Cholericus). Ein Landsknecht, hinter dem ein anscheinend liebekrankes Weib herwankt.

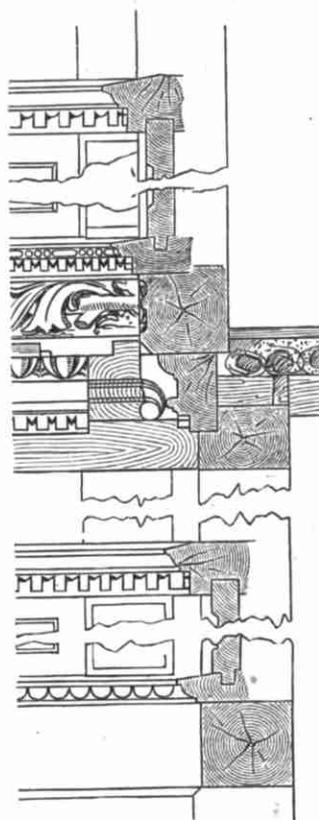


Abb. 2. Schnitt durch das Gebäck (1:20).

Im oberen Giebeldreieck sind zwei Figurentafeln, deren Inhalt nicht mehr zu erkennen ist, da die Verwitterung zu weit vorgeschritten ist. Die beiden seitlichen Dreiecktafeln dort zeigen rechts einen Delphin, links einen Schnörkel.

Die Stiele und Schwellen von Eichenholz sind durchweg 25 bis 28 cm im Querschnitt stark (Abb. 2). Die Profile sind mit Holznägeln aufgesetzt, die Zahnschnitte und Eierstäbe aus dem Vollen gearbeitet. Die Tafeln sind in die Stiele eingezapft und zu beiden Seiten mit je 3–4 Holznägeln befestigt. Die jetzt vorhandenen Fenster passen ganz und gar nicht in den Bau. Sie sind von einem anderen Gebäude entnommen und in roherer Weise in die geschnitzten Gefache eingeschnitten. Die beigegebene Aufnahme (Abb. 1) stellt zugleich einen Versuch dar, in welchem das Fehlende nach den gleichzeitigen Hildesheimer Bauten ergänzt ist.

Hoffentlich gelingt es, die Mittel aufzubringen, um das prächtige kleine Bauwerk im alten Glanze wieder erstehen zu lassen oder wenigstens das noch Vorhandene vor weiterer Zerstörung zu schützen.

Hildesheim, im Mai 1903.

Moormann.

Zur Kaiserswerther Pfalz.

In Nr. 7 der Denkmalpflege macht Herr Hofrat Dr. Piper den Versuch, die Entstehung der heutigen Pfalzruine in Kaiserswerth im zwölften Jahrhundert anzuzweifeln und denkt an eine Entstehung unter dem Kölner Erzbischofe Salentin v. Isenburg (1567 bis 1577). Mit Recht weist er auf allerlei Besonderheiten in der allgemeinen Anlage wie im einzelnen hin, die man als solche anerkennen kann, ohne zu demselben Schluß wie Piper zu gelangen.

Der epigraphische Charakter der Inschriften mag auf sich beruhen. Gegen das „adaugere“ wäre nichts zu erinnern, da schon eine Anlage bestand; auch die Chronistenstelle über die Bauten Salentins hat augere. Sodann ist darauf hinzuweisen, daß die Anbringung einer Inschrift völlig im Geiste Friedrich Barbarossas sein würde.

Von der Erneuerung der Nimwegener Pfalz gibt gleichfalls eine längere, doch wohl gleichzeitige Inschrift Kunde, und auch sonst ist er offenbar darauf bedacht, die Spuren seiner Tätigkeit nicht der Vergessenheit anheim fallen zu lassen. (S. darüber meine Studien z. roman. Wohnbau in Deutschland. Straßburg 1902. Heft. S. 248.) Auch die Friedensliebe wird zweimal in der Nimwegener Inschrift betont (pacia amicus, pacificus), wie in der Kaiserswerther.

Gesetzt auch den Fall, man könne die Inschriftsteine als belanglos ansehen, so bliebe immer noch die Briefstelle Barbarossas an seinen Sohn Heinrich (1189), wo Nimwegen und Kaiserswerth in einem Atem als fertigzustellen genannt werden. Daß dies ein „Wohngebäude“ (Piper S. 52) gewesen sein müsse, behauptet niemand, kann man doch vielleicht die ganze Anlage nicht einmal als solches bezeichnen. Die Hauptsache ist festzustellen, daß 1189 in Kaiserswerth ein Bau im Werden begriffen ist. Und nach einem „Wahrscheinlichkeitsgrunde“, aus dem sich Friedrich neben dem schon vorhandenen Palas aus der Zeit der sächsischen Kaiser oder anstatt desselben einen neuen errichtet haben sollte, braucht man doch auch nicht lange zu suchen. Der ältere war auffällig, oder noch einfacher: er genügte Barbarossa nicht. Zumal man doch keine Ahnung hat, wie „fest“ dieser ältere Pfalzbau gewesen sein mag. Es wird hier ebenso gegangen sein, wie in dem sonst freilich ganz abweichenden Goslar; auch hier erstand, wenigstens nach meiner Ueberzeugung, am Ende des zwölften Jahrhunderts das heutige Kaiserhaus an Stelle, vielleicht noch auf Grundmauern des

älteren sächsischen Baues. Und in Gelnhausen bestand auch schon ein urkundlich erwähntes castrum; trotzdem wurde jener glanzvolle Neubau geschaffen. Was für Kaiserswerth den Unterschied in der Bezeichnung als „domus“ und „castrum“ betrifft, so ist dieser allerdings auffällig, aber wirklich bindende Schlüsse könnte man erst nach gründlicher Untersuchung des Sprachgebrauches daraus ziehen. Wer will ohne weiteres sagen, wo für das dreizehnte Jahrhundert die domus aufhört und das castrum anfängt?

Wichtiger als all dies, sind Pipers Beobachtungen am Bau selbst. Damit wird die Frage angeschnitten, ob der erhaltene Bau gleichbedeutend ist mit dem von Friedrich I. unzweifelhaft ausgeführten Bau. Das gänzliche Fehlen von gekuppelten Fenstern, die ungewöhnliche Mauerstärke, der an der Schmalseite liegende Haupteingang — das alles sind Dinge, für die ich keine Erklärung weiß, wenn man auch allerhand Gründe anführen könnte.

Vor allem, daß der ganze Bau doch offenbar nur eine möglichst starke Festung sein sollte. Für eigentliche Wohngelegenheiten war ja wohl nach rückwärts Platz genug vorhanden. Der Begriff des „Palas“ ist hier eben durchaus nicht angebracht; es ist mehr ein erweiterter Donjon.

Man darf aber nicht vergessen, daß von den ursprünglich fünf Geschossen im wesentlichen nur zwei erhalten sind, und daß die sieben großen Fenster im letzten Geschoß der Merianschen Zeichnung sehr wohl ursprünglich romanisch gewesen, dann aber etwa vermauert sein können, etwa in der Art, wie auf der Wartburg bis zu ihrer Wiederherstellung. Die Zerstörungsarbeit ist so gründlich geschehen, daß wir keine Spur mehr davon zu haben brauchen. Uebrigens verdeckte der Bergfried die Rückseite nur eines der vier Räume, so daß die andern sehr wohl ihr Licht von dort her empfangen konnten. Auch sonstige Einwendungen sind nicht völlig stichhaltig. Zweiflügelige Doppeltüren sollen im Mittelalter nur bei Außentoren, Kirchthüren usw. vorkommen. Warum nicht auch im Innern, wenn es nützlich erschien? Das erhaltene sicher mittelalterliche Material ist so gering, daß ich es nicht wagen würde, daraus sichere Schlüsse zu ziehen. Uebrigens sehe ich nirgends, daß die Türen 2 m breit waren, wie Piper angibt, sondern nur 1,65 m und 1,55 m (Kunst d. S. 143). Die Breite des Gelnhausener Portals beträgt 1,40 m, so daß der Unterschied

nicht allzugroß erscheint. Auch warum die Fenster im zwölften Jahrhundert nicht 2 m hoch sein sollen, ist nicht einzusehen; wenn sie aus Verteidigungsrücksichten schmal sein mußten, machte man sie höher, um das Innere mehr zu erhellen. Die ungeteilten Oeffnungen an der Burg Dankwarderode sind 3,70 m hoch, und die Fenster des Halbrundes der Nimwegener Pfalz werden wenig unter 2 m hoch sein. Gegen derartige „limitierende“ Urteile muß man sehr skeptisch sein. So galt es als Dogma, daß das zwölfte Jahrhundert keine Fenstersitzbänke kenne (Schultz, Höf. Leben S. 65), und Piper selbst macht sie in seiner Burgenkunde (S. 485) zu Kennzeichen der gotischen Zeit. Nun finden sie sich aber an dem schlechthin berühmtesten deutschen Pfalzenbau, in Gelnhausen, in einer architektonisch höchst reich entwickelten Weise, so daß auch dies nicht das früheste Beispiel sein kann. Ob zweiflügelige Fensterläden im zwölften Jahrhundert vorkommen, weiß ich nicht, aber ich würde es nicht für unmöglich halten. Abgesehen davon können ja bei diesen Dingen in späteren Zeiten leicht Veränderungen vorgenommen werden. Warum Austritte an romanischen Palassen nicht üblich sein sollen, ist gleichfalls nicht einzusehen. Für Tirol macht Clemen den Turm der Brunnenburg und den Palas der Kronburg namhaft. Und wie soll man die große Oeffnung am Goslarer Kaiserhause bezeichnen?

Schlimm ist nun freilich die große Treppe aus Haustein, etwa 2 m breit, die ungefähr in der ganzen Länge der Front entlang läuft. Sie ist ohne Beispiel im deutsch-romanischen Wohnbau. Für durchaus unmöglich kann ich ihre Entstehung im 12. Jahrh. aber auch nicht halten. In der im ersten Drittel des 13. Jahrh. entstandenen Wildenburg b. Amorbach führen 23 Stufen aus dem Erd- ins Obergeschoß. Auch das ist ohne Beispiel. Wie breit sie sind, weiß ich nicht mehr, ich schätze sie etwa auf mindestens 1,75 m. Sie später zu datieren ist, soviel ich weiß, noch nicht versucht worden. Heranziehen könnte man auch noch das in spätromanischer Zeit erbaute Rathaus in Dortmund, wo eine recht bequeme Treppenverbindung in den Obergeschossen vorhanden ist.

Auch der Einfluß südlicher oder orientalischer Vorbilder ist vielleicht für Kaiserswerth nicht ganz von der Hand zu weisen. Mächtige (äußere) Treppenanlagen enthält das auf Friedrich II. zurückgehende Castell in Bari und Gioia del Colle (Schubring, Schloß und Burgbauten in Apulien, Spemanns Bauk. II, 5, S. 10).

Sehr auffällig bei Kaiserswerth ist weiter das Materialgemisch von Basalt, Trachyt und Backsteinen, das sonst an keinem der übrigen Pfalzbauten vorkommt. Aber man darf nicht vergessen, daß bei diesen sämtlichen anderen der Haustein in bequemer Nähe war, während es in Kaiserswerth immer erst einer Verschiffung den Rhein hinunter bedurfte, die ja dann auch zur Anwendung gekommen ist. Wenn Piper übrigens meint, die Verwendung von Ziegeln als Aushilfsmaterial begegne nicht vor dem späteren Mittelalter, so muß ich ihm hierin widersprechen. Freilich liegt der Bau, den ich meine, nicht in Deutschland, weist aber sonst ähnliche Bedingungen auf; vor allem liegt er im Flachlande. Es ist das seit einigen Jahren so wunderbar wieder ans Licht getretene Gravenkasteel in Gent, die Residenz der Grafen von Flandern vom 9. Jahrhundert bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Hier sind einmal die Wölbungen von Kellerräumen, die sich nahe den Umfassungsmauern in einer Länge von etwa 45 m erstrecken, durchweg aus Backsteinen gemauert; ebenso die Pfeiler, auf die sie aufsetzen. Die Kämpferplatte ist dagegen massiv. Ein Kragstein mit romanischem Blattwerk ermöglicht die Zeitbestimmung. Gerade auch die Kellerräume sind in Kaiserswerth mit Backsteinen überwölbt.

Wichtiger wird in Gent noch ein Gebäudeteil, der, unmittelbar an den Hauptturm anschließend, sich in seinem Obergeschoß in schönen romanischen Arkaden öffnet. Hier liegen zwei saalartige Räume übereinander, 4,25 m breit und mehr als 12 m lang. Der untere hat, wie der Raum über Saal C in Kaiserswerth, ein gedrücktes Tonnengewölbe, vollständig aus Backsteinen aufgemauert und verputzt; auch an den äußeren Fenstern dieses Erdgeschosses ist mehrfach Backstein verwendet, ohne daß behauptet sein soll, daß dieser aus der Zeit der Erbauung stammen müsse. Dagegen ist dies sicher bei dem erwähnten Gewölbe und im Obergeschoß. Hier

sind die vier Arkadenstellungen nur nach außen aus Quadern, innen dagegen vollständig aus Backsteinen, an allen in Betracht kommenden Stellen gleichmäßig und ebenso verputzt wie das Tonnengewölbe darunter. Auch an der Schmalseite dieses Gebäudeteils sind die Tür- und Fensterwandungen nur nach außen aus Quadern, nach innen aus Backsteinen aufgemauert. Jeder Gedanke einer späteren Einfügung wäre hier widersinnig, und die Ornamentik der Fenstersäulen beweist ihre Entstehung in rein romanischer Zeit.

Haben wir hier das Beispiel eines aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammenden Baues, bei dem der Backstein als Baustoff eine bedeutende Rolle spielt, so ist dies für eine Schöpfung Barbarossas, die jetzt nicht mehr vorhanden ist, auch geschichtlich bezeugt. Nämlich für den Kapellenbau in der Pfalz in Hagenau. Von ihm heißt es in Schoepflius Alsatia illustrata (II p. 356): quod (sc. sacellum) vivo marmore a fundamento erectum et tribus capellis sibi invicem uno tecto subiectis, ac coctili lapide cameratis distinctum . . .

Das Gravenkasteel bietet noch eine andere Besonderheit, die gleichfalls im Hinblick auf Kaiserswerth von Bedeutung ist. Der die Mitte der Befestigung einnehmende mächtige Belfried, man könnte ihn vielleicht besser Donjon nennen, ist nämlich an zwei Seiten von Wohnräumen umbaut; an der einen Seite liegt ein bis zum zweiten Geschoß erhaltener Teil, in dem zwei in der Längsrichtung stehende Säulen die einfachen Gewölbe tragen. Auf der gegenüberliegenden

Seite befinden sich eben jene beiden Säule. Gewiß ist es kein vollwertiges Seitenstück zu dem Grundriß der Kaiserswerther Pfalz, aber ihn für unmöglich für das 12. Jahrhundert ansehen darf man meines Erachtens auch nicht. Vielleicht finden sich gerade in den Niederlanden noch nähere Beispiele. Die Form der späteren Rathäuser mit dem dem ganzen Bau fest eingegliederten Belfried ist gewiß nicht ohne Vorgänger im Burgenbau.

Im Burgenbau ist schlechthin nichts unmöglich; er ist das kapriziöseste Kind der Architektur. Einmal weil er als Nutzbau und Wehrbau von allerhand Zufälligkeiten der Bodenbeschaffenheit usw. abhängig ist, und dann, weil er nicht, wie das Bauernhaus, eine jahrhundertlange nationale Entwicklung hinter sich hat. Wo ist bis jetzt ein Gegenstück zu dem in die Längsrichtung einschneidenden Tonnengewölbe des Goslarer Kaiserhauses nachgewiesen? Wer hätte vor Auffindung des alten Grundrisses der Nimwegener Pfalz das erhaltene Halbrund an der Längsseite des Palasgebäudes gesucht, und wo ist hier ein ähnlicher Fall?

Und noch eins: Schwerer noch als für das 12. oder 13. Jahrhundert wird ein solcher Bau mit seinen Einzelheiten für das Ende des 16. Jahrhunderts nachzuweisen sein. So lange das nicht geschieht, wird man an der alten Anschauung festhalten können.

Immerhin wird man Piper für die Äußerung seiner Zweifel dankbar sein müssen; sie werden jedenfalls zur weiteren Klärung der Frage beitragen. Solche Kritik ist besser als Kritiklosigkeit, unter der der Profanbau so lange gelitten hat.

Posen.

Dr. Karl Simon.



Abb. 3.

Das Kalandhaus in Alfeld a. d. Leine.

Aus den Büchern der St. Petrikirche in Lübeck.

Vom Regierungs-Baumeister Dr. phil. Fritz Hirsch in Heidelberg.

Im Jahre 1669 ist ein Pfeiler in der Kirche „bei der untersten Norderthür“ schadhaft geworden. Ueber die Wiederherstellung gibt das Kirchenprotokollbuch im Petri-Archiv folgende Darstellung: „Der Pfeiler wurde mit 4 starken Balken auf jeder Seite und also mit 16 Balken insgesamt ohngefähr $\frac{1}{3}$ theil hoch von unten an zu rechnen unterstützt, hernach ohngefähr 3 Ellen hoch von der Erde sein 2 grosse Löcher an der Ost und Westseite des Pfeilers gehauen und darinn 2 grosse Balken aptiret, welche auf 6 andern kleineren Balken an den andern beiden Seiten geruhet und mit 2 hölzernen grossen Schrauben wohl befestiget gewesen und der Pfeiler darauf unter den Balken herunter gebrochen, auch das Fundament aus der Erden geräumt, dass also die 16 Balken den obersten grössten Teil und die 8 Balken den untersten Teil des Pfeilers, da er unten u. oben frey und los gewesen unbeweglich und fest ohne einiges Weichen und sinken gehalten, dass die Mauerleute darunter arbeiten können. Darauf 15 zimlich grosse Steine wiederumb zum Fundament geleet, welche mit zerbrochen steinen und kalk ausgefület, umbher und oben wohl bemauret dass also der Pfeiler unten wiederumb befestiget und darauf endlich das gewelb verfestiget und geschlossen.“ Die Kosten der Herstellung betragen 450 Mark, der Baumeister erhielt „30 Rthl recompens“.

Im Jahre 1728 den 1. April ist der Pfeiler im andern Nordergang, der zwischen der Kanzel und der Orgel liegt, beim Anlegen des Sandgrabes Nr. 122, das Herr Protonarius Carstens von Peter Jap gekauft hat, durch zu tiefes Graben gesunken. Der Gewölbe-einsturz wurde nur durch sofortiges Unterfangen verhütet. In 9-10 Tagen war der Pfeiler wiederhergestellt. Während dieser Zeit wurden die Glocken nicht geläutet, die Mittagspredigt wurde im Leichenhaus gehalten, die andern Predigten fielen aus. Die Wiederherstellungsarbeiten haben 1522 Mark gekostet, „darunter die 200 Mark so der Baumeister Petrini vor seine viel gehabte Mühe bekommen mit berechnet sind.“¹⁾ Herr Carstens hat der Kirche 150 Mark ersetzt. Der Sargträger, dem die Schuld beigemessen wurde, starb, ehe er zur Rechenschaft gezogen war, dafür mußte im Jahre 1729 der neue Sargträger Caspar Funck „der Kirchen zum besten wegen dem Schaden des Pfeilers, der im vorigen Jahr durch den abgestorbenen Sargträger und den Maurermeister Beyer geschehen 200 Mark neu Curant“ bezahlen.²⁾

Im Jahre 1799 wurden „die Löcher der Oeffnungen oben im Gewölbe mit dick Papier und Steinen belegt, weil sie zu nichts dienen, wie nur Zug bringen und die bösen Ausdünstungen dadurch nicht ausgetrieben werden.“³⁾

Im Jahre 1840 wird mit einer umfassenden Instandsetzung der Südfassade begonnen. Bei diesem Anlaß entspinnt sich ein heftiger und für uns amüsanter Streit über die von Stadtbaumeister Spetzler geplante reiche Verwendung von Sandsteinen. Die Vorsteherchaft der Kirche beschließt mit Ausnahme der von Spetzler bereits bestellten Gesimse der Strebepfeiler und Fenster-nischen von der Verwendung von Haustein zu abstrahieren „sowohl der mehreren Kosten als der zu befürchtenden Kritik wegen“ (!). Von Einfluß auf diese Entschliebung war der „in öffentlichen Blättern abgedruckte Bericht des Hofraths Dr. Fr. Förster an den wissenschaftlichen Kunstverein zu Berlin vom 15. Juli 1841.“³⁾ Bei der Wiederherstellung der St. Marienkirche in Neubrandenburg habe sich „die Anwendung gebrannter Ziegelsteine, die man

dabey in mehr als 100 verschiedenen Formen nicht nur bei den Säulenschaften, Capitalen, Blätterverzierungen, den Thüren, Rosetten, Façaden und Portalen, sondern auch bei Verzierungen der Chöre im Innern mit durchbrochenen Bogen, Engelsköpfen usw. benutzt hatte, als sehr zweckmässig und für Niederdeutschland sehr nachahmungswerth“ erwiesen. Spetzler hingegen stellt die Anwendung der Sandsteinarbeiten als durchaus erforderlich hin, „wenn die Ausführung tüchtig und stylmässig (!) geschehen solle“. Er wollte acht Bogenkrönungen der Fenster mit den Kapitellen der Fensterstränge und vier durchbrochen gearbeitete Rosen der oberen kreisrunden Fenster aus Haustein herstellen. Sein Hinweis auf die Ungleichheit des Stiles mit der nun doch einmal bei der Haupttür an der Südseite⁴⁾ angewandten Sandsteinverzierung blieb ohne Erfolg. Wir lesen dann in dem bemerkenswerten Protokoll weiter: „Uebrigens seien bei der Jakobikirche in den letzten verflorbenen Jahren allerdings solche Sandsteinarbeiten ausgeführt worden, man habe aber dort die Rosen und Bogenkrönungen braun anstreichen lassen, wodurch das Erkennen der Sandsteine behindert, zugleich aber deren schönes Ansehen zerstört worden sey.“⁵⁾

Besonderen Kummer verursachte den Bauvorstehern die Unterhaltung der Dachflächen. „1559 den 23 Januari up den Namiddag kam tho Lübeck ein sehr grot Storm, waredo von twelfen up den Middach beth dat de Klocke hedde dree geschlagen; dise Storm leese de up s. Peters Karcke an der Süder Siden dat kopern Dack und was gruwelick an tho sehende wo dat Dack schlutterede und schloch. Dat kostete der Karcken grot gelt, dat se de gantze halve Side mosten nige laten decken.“⁷⁾ Im Jahre 1718 den 6. Februar erhielten „verschiedene Dienstboten der Nachbarn, die die vorige Nacht unterschiedlich Kupfer aufgesammelt, welche der starke Nordwestwind von der Kirche gerissen 14 schilling“.⁸⁾ In der Eidesformel des Glockenläuters von 1775 wird diesem zweitens auferlegt: „bey starken stürmigten Wetter alard zu seyn, wo wann der Wind einiges Bley oder Kupfer herabwirft, aufzuheben u. dem Werkmeister einzuliefern.“⁹⁾ Der Sturm war aber nicht der einzige Feind der Metalldächer. Im Jahre 1723 „im April haben der Kirchengvoigt und ein ander Mann 4 Nächte aufm Kirchhof gewacht, daß die Diebe weiter kein Blei vom Leichenhaus herunter stehlen.“⁸⁾

Manchmal trug auch mangelhafte Konstruktion die Schuld von Schäden: 1769 den 9. Dezember „hat der starke Sturm 3 Fenster aus der Kirchenlicht gerissen“.⁸⁾ 1771 riß der Wind beim starken Schneegestöber die Kirchentüren, da sie unten nicht mit Schubriegeln versehen waren, auf, „und jug den Schnee nach der Kirche“.⁸⁾

Auch über das Kapitel „Freilegung“ weiß die Petri-Kirche zu erzählen. Im Jahre 1834 beantragt Stadtbaumeister Spetzler den Abbruch des alten Gebeinhauses, das zwischen den Strebepfeilern angebaut war, „dieses nutzlosen Einbaues“, sowie eines Anbaues an der Westseite, der ehemals zum Wohn- und Materialienhaus diente. „Denn — sagt Spetzler — je weniger Verdachung, um desto mehr Gewinn für die Structurcasse und das Ansehen des Hauptgebäudes.“⁹⁾

⁴⁾ Das hier erwähnte von Spetzler verbrochene gotisch sein sollende Portal wurde im Jahre 1886 wieder weggeräumt. Eine Zeichnung im Lübecker Museum hat das Werk der Nachwelt überliefert.

⁵⁾ Kirchenprotokollbuch im Petri-Archiv.

⁷⁾ Hövels Chronik ed. v. H. Fahne.

⁸⁾ Auszug, von 1600 beginnend, im Petri-Archiv.

⁹⁾ Kirchenprotokollbuch, Petri-Archiv.

¹⁾ Steinbuch Nr. 4 und Kirchenprotokollbuch im Petri-Archiv.

²⁾ Auszug von 1600 im Petri-Archiv.

³⁾ Kirchenprotokollbuch.

Ein mittelalterliches Freskobild in Bietigheim (Württemberg).

Was in Pfarrkirchen evangelischer Gemeinden oft aus kirchlichen Rücksichten sich verbietet, die Erhaltung eines schadhaften und dem Inhalt nach katholisch-konfessionellen Denkmals alter Kirchenmalerei, das läßt sich in einer einsamen Kapelle eher verwirklichen. So wurde in der Friedhofkapelle Bietigheim das Freskogemälde erhalten, das die Abbildung wiedergibt. Die Kapelle, die dicht an der württembergischen Hauptbahn hinter Bäumen und Kirchhofmauern halb verborgen steht, ist ein ehrwürdiges Heiligtum. Ihre Grundmauern mögen in die Karolingerzeit zurückreichen, der heutige Bau zeigt keine älteren Formen als die spätgotischen der Zeit um 1475. Hier, auf der Wasserscheide zwischen Enz und Metter, an einer Hochstraße, die nun verlassen ist, einst aber den Verkehr von Pforzheim an den mittleren Neckar leitete, stand die Basilika

des hl. Petrus und Paulus, Speyrer Bistums, wahrscheinlich eine Gründung des elsässischen Klosters Weißenburg und Urfarrkirche für das ganze untere Enz- und Mettertal. Noch ältere Kirchen dem hl. Martinus und dem Erzengel Michael geweiht an Stelle von altdeutschen Heiligtümern, sah der Gau nur auf dem Asperg und dem Michelsberg — der alten Runigenburg, Ringburg bei Bönnigheim.

Die heutige Kapelle hat einen hübschen, dreieitig geschlossenen Chor mit Streben, Maßwerfenstern und altbemaltem Rippennetzgewölbe. An der angebauten Sakristei steht die Zahl 1486; dort ist auch eine alte Totenleuchte zu bemerken. Ringsum an den Wänden stehen Grabsteine aus vier Jahrhunderten. Das Schiff ist nach dem Franzoseneinfall 1693 dürftig wieder hergerichtet worden.

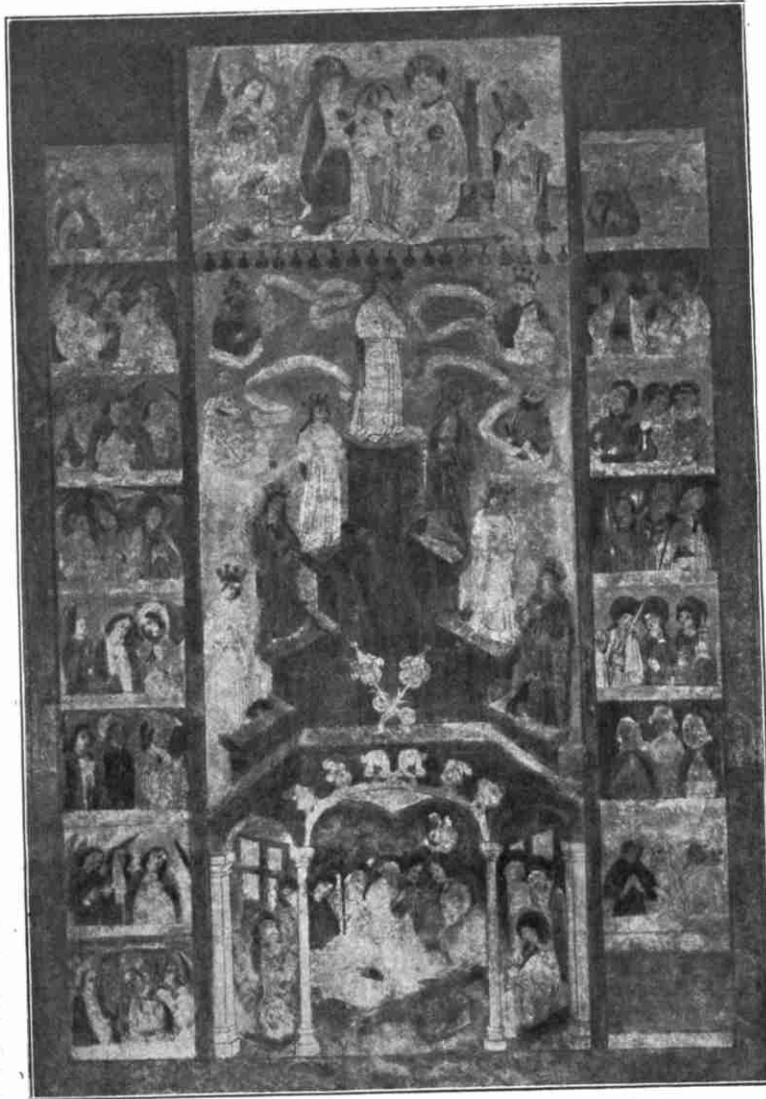
Unser Freskobilde befindet sich innen an der Nordwand des Schiffes, ungefähr 2 m breit und 3 m hoch. Es trägt die Jahreszahl 1473. Durch Kirchenmaler Wennagel (Stuttgart) aufgedeckt und ohne Ergänzungen erhalten, wirkt es jetzt zwar immer noch nur als Ruine, aber doch als reizvoller farbiger Flächenschmuck. Immerhin ist der Inhalt noch ganz deutlich und auch die künstlerische Handschrift erkennbar. Das Bild gilt der Verherrlichung der Maria und bezieht sich dabei auf die Grabeshoffnungen der Gläubigen. Darum ist zu unterst im Mittelstreifen der Tod Marias dargestellt und zu oberst ihre Krönung.

Die Darstellung des Todes folgt der Goldenen Legende, ergeht sich aber schon in dem gemütlichen, ein wenig spießbürgerlichen Ton der deutschen Renaissance. In dem Sterbezimmer sind die zwölf Boten um das Bett versammelt; Petrus liest die Gebete, ein anderer hält das Rauchfaß, einer trägt das Kreuz usw. Christus, die Seele der Entschlafenen in Kindesgestalt auf dem Arme haltend und segnend, erscheint zu Häupten mit halbem Leibe. Die den Innenraum nach vorn abschließende gemalte Architektur geht mit phantastischen Laubbossen ins Ornamentale über. Die Krönung wird von Gottvater und Christus gemeinsam vorgenommen; Maria kniet so, daß sie dem Beschauer das Angesicht zukehrt.

Die beiden Seitenstreifen des Gemäldes sind in je neun Felder eingeteilt; darin wieder je drei Halbfiguren. Dargestellt sind zur Linken die neun Chöre der Engel, zur Rechten die verschiedenen Stände der Heiligen und Seligen, nämlich von oben nach unten: Erzväter (fehlen jetzt), Propheten, Apostel, Blutzengen, Bekenner oder Lehrer, Jungfrauen, Witwen, Eheleute und eine unbestimmbare Gruppe. Diese ganze himmlische Hierarchie schließt sich wohl an die Krönungsszene an. Die merkwürdigste Darstellung aber nimmt die „Mitte der

ganzen Malerei ein. Auf einer Estrade steht eine gekrönte Jungfrau, in der Haltung, die Maria bei der Verkündigung zu zeigen pflegt, demütig, die Hände gefaltet. Rechts und links erscheinen je zwei Halbfiguren von Propheten mit Spruchrollen; die zwei oberen gekrönt, wohl David (als Psalmist) und Salomo (als Urheber des Hohenliedes). Auf den unteren sechs Stufen der Estrade stehen wiederum gekrönte Jungfrauen; jede mit einem Löwen zu Füßen, der sich gebildet wie ein Hündchen. Das sind vermutlich die Tugenden, die (nach Bernhard v. Clairvaux und Albert d. Gr.) Maria bei der Verkündigung betätigt haben soll: Einsamkeit, Ehrfurcht, Verschwiegenheit, Jungfräulichkeit, Demut und Gehorsam. Die Darstellung wäre eine neue, ein der literarischen Quelle näherstehendes Bild zu dem Typus der Muttergottes auf dem Löwenthrone, wie es in Gemälden des 13. Jahrhunderts in Gork und Bebenhausen vorkommt und auch in Reutlingen in der Marienkirche vertreten war. Die Jungfrauen im Bietigheimer Bilde sind abwechselnd hell oder dunkel gekleidet. Die Figürchen der Jungfrauen wie der Engel sind voll reiner Anmut.

Der Stil der Bietigheimer Malerei weist auf dieselbe Schule, vielleicht auf dieselben Hände, welche die Kilianskapelle auf dem Friedhof von Mundelheim am Neckar ausgemalt haben, einen Raum, der — beiläufig erwähnt — wegen der Ausdehnung und guten Erhaltung seines Freskoschmucks an die Capella dell' Arena Paduas erinnert. Ein Giotto ist dieser schwäbische Meister freilich nicht, doch würdig wäre er mit seinem Namen in die Kunstgeschichte einzuziehen. Eigentümlich ist ihm neben dekorativem Geschick eine Vorliebe für alle-



Freskobilde in der Friedhofskapelle in Bietigheim.

gorisch-mystische Arbeiten (Hostienmühle, Pestbild, Weltgericht in Mundelheim).
Stuttgart.

Dr. E. Gradmann.

Burgruine Meseritz.

In fruchtbarer Ebene, in einem alten Seebecken von etwa 38 qkm Größe liegt die Stadt Meseritz auf einer kleinen Erhöhung zwischen der Vereinigung des aus der Mark Brandenburg kommenden Packlitzflusses¹⁾ mit der Obra; der polnische Name Międzyrzecz „zwischen den Flüssen“ ist hiervon abgeleitet.²⁾

Bereits im Jahre 1005 wird der Ort in der Chronik des Thietmar von Merseburg erwähnt und im Jahre 1094 ausdrücklich eine Burg, das castrum Mezyricze genannt.³⁾ In Kade „Gründung und Namen von Schloß und Stadt Meseritz“ Seite 26 ist zwar der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die Feste Meseritz nicht auf dem

jetzigen Schloßhügel, sondern an der Stelle der Stadt gestanden habe, daß sonach die befestigte Ortschaft früher vorhanden gewesen sei, als das jetzige Schloß Meseritz, doch sind in der Stadt keinerlei Reste von Befestigungsanlagen gefunden worden, die auf eine mittelalterliche Burg hinweisen.⁴⁾

Die Burgruine, ein Ziegelrohbau mit einigen eingeworfenen, unbehauenen Feldsteinen erhebt sich mit ihren 5 bis 6 m hohen, von Schießscharten durchbrochenen Mauern auf einer Erderhöhung von etwa 9 m über dem Wasserstande des Wallgrabens, der sie von drei Seiten umgibt; sie war daher geeignet die Stadt zu beschützen, besonders da die nach Norden liegende Obra mit ihren sumpfigen Wiesen einen Angriff erschwerte (Abb. 1 u. 2). Alle Bedingungen in kriegstechnischer Beziehung wurden von der Burg erfüllt, und es findet auch die Sage ihre Bestätigung, daß der Hügel künstlich aufgeschüttet sei, da an einer Stelle der Nordseite, wo die Mauer unterbrochen ist, die einzelnen Lagen der aufgeschütteten

⁴⁾ Die Stadt war allerdings zu irgend einer Zeit mit Mauer und Graben versehen, welche aber jetzt fast vollständig verschwunden sind. Die Burg, von der hier lediglich die Rede ist, liegt etwa 300 m westlich vom Mittelpunkte der Stadt.

¹⁾ In der Mark heißt dieser Fluß Jordan.

²⁾ Między = zwischen und rzecz = Fluß.

³⁾ Zacherts Chronik der Stadt Meseritz Seite 15. Anno 1094 kamen die Pommerschen Fürsten aus Cassuben und nahmen es den Polen weg, machten es zu einem Raubneste, also daß dieselbe Straße Niemand reisen durfte. — Sobald dieses dem Herzog Wladislaw in Polen kund getan wurde, schickte er seinen Sohn Boleslaus das Schloß Meseritz von solchen Raubvögeln zu befreien. — Dieser Boleslaus stürmte das Schloß, daß durch den Einfall eines Stückes der Mauer eine Partei der Feinde inwendig erquetscht wurde. —

Erde jetzt noch deutlich sichtbar sind. — Auf 40 000 cbm bestimmt sich überschlägig die erforderlich gewesene Erdbewegung, eine für die damalige Zeit erhebliche Leistung, um den bereits durch die Natur begünstigten Punkt zu einem kleinen Festungswerke zu erheben; schwerlich würde man aber eine wesentlich ungünstigere Stelle innerhalb der jetzigen Stadt hierzu gewählt haben, ohne größere Erdaufschüttung wäre ein befestigter Platz auch ganz zwecklos gewesen.

Ferner deutet das Mauerwerk bis auf das des südöstlich gelegenen Turmes A mit den äußerst großen Ziegelsteinen von 29 cm Länge, 13 cm Breite und 9 bis 10 cm Höhe auf ein hohes Alter. Die Steine sind sehr mangelhaft hergestellt, die äußere Form ist recht ungleichmäßig, die mit vielen Kalk- und Steinresten durchsetzte Masse ist nur wenig durchgearbeitet, eine starke Verwitterung einzelner Steine ist daher eingetreten. Wird von der Größe der Ziegelsteine auf ihr Alter geschlossen, so muß die Errichtung der vorliegenden Anlage vor 1230 angenommen werden, denn zu dieser Zeit ist das in der Nähe gelegene Kloster Paradies⁵⁾ mit den vielfachen, von ihm abhängigen Kirchen entstanden, bei welchen sämtliche Steine wesentlich geringere Abmessungen besitzen. Beispielsweise messen zehn Schichten der hiesigen, gleichfalls aus der angegebenen Zeit stammenden katholischen Kirche 1,04 m, dagegen bei der in Rede stehenden Schloßruine 1,15 m. Der Verband ist bei sämtlichen dieser Bauten der gleiche, der gotisch-polnische, ein Läufer wechselt mit einem Strecker. Das Innere der Mauer zeigt in der Ausführung nur geringe Sorgfalt, eingeworfene Ziegelstücke, Feldsteine in allen Größen, zusammengeschmolzene und versinterte Steinmassen bilden ihren Kern. Die Vermutung liegt daher nahe, die Burg sei in kurzer Zeit, rasch, kurz vor Ausbruch eines Krieges aufgeführt.

Die noch vorhandenen Mauern umschließen ein an den Ecken abgerundetes Viereck von im ganzen 64 m Länge und 34 m Breite; sie bildeten ohne Zweifel die Außenwände einer Zimmerreihe, da die verschiedensten Ansätze für Quermauern sichtbar und überwölbte Nischen mit seitlichen Sitzen vorhanden sind. Verschüttete Keller sollen gleichfalls noch an verschiedenen Punkten sich befinden. Die Ostseite zeigt ein noch jetzt überwölbt (Abb. 3), zu welchem bei a des Grundrisses (Abb. 1) eine Mitte vorigen Jahrhunderts abgebrochene Zugbrücke führte. Flankiert wird das Tor durch zwei niedrige, massive Rundbauten, die jetzt Ziegeldächer tragen, früher aber mit starker Erd- und Rasendecke versehen waren. Mit dem nördlichen Turm stehen einige mit starken Tonnengewölben überdeckte kleine Räume in Verbindung, die wohl, wie aus dem bei d (Abb. 2) vorhandenen Kamin zu schließen, als Wohnräume dienten. Der südliche Turm ist aus wesentlich späterer Zeit, etwa dem 13. oder 14. Jahrhundert und wurde gewiß an Stelle eines abgebrochenen alten Turmes errichtet. Die betreffenden Ziegelsteine (27:13:8 cm) sind viel schärfer gebrannt, und es zeigt der Turm bei der erheblich größeren Wandstärke von 2,33 m bessere Ausführung. Der innere, mit einer flachen Kuppel überwölbte Raum enthält einen großen Backofen, so daß auch für das leibliche Wohl der Besatzung gesorgt war. Zu einem Bergfried war vielleicht der Turm in der Mitte der Westwand ausgebildet, der eine weite Rundschau, den Feind zu erspähen, gestattete.

Besonders ist das geringere Alter des Turmes A aus der Anordnung der Schießscharten zu erkennen. Für die alten Nahwaffen, Schwert und Lanze, gibt die offene Seite der Scharte (H. Abb. 8 u. 10) die gewünschte Stellung. Dort können mehrere Leute eine schmale Oeffnung decken, die von einem einzelnen Krieger jedesmal angegriffen wird; es standen also mehrere gegen einen (Abb. 9). Dreht sich aber das Bild, so daß die breite Oeffnung der Scharte nach außen fällt, dann liegt der gleiche Vorteil bei dem Angreifer. Für die ältere Kampfweise ohne Geschütze war also die Scharte F (Abb. 7 u. 10) zu vermeiden, für die Feuereschütze jedoch geboten; hier kann die Kanone leicht gedreht werden, so daß sie mit geringer Platzveränderung einen großen Winkel bestreicht. In einem Mauervorsprung bei b der Abb. 1 befindet sich ein plattenförmiges, mit einer rechteckigen Oeffnung versehenes Eisen, welches ohne Zweifel zum Türverschluß diente, so daß von dem Haupthofe ein kleiner Vorhof abgezweigt war.

Schmuckformen sind außer der Wölbschicht (Abb. 4) zweier Schießscharten im alten Teile des Burghofes (bei t₁) und dem aus

zwei spitz zugehauenen Schichten bestehenden Gurtgesimse (Abb. 5), welches an der Ostseite des zu Zimmern ausgebauten Teiles (bei S₁) in 1,90 m Höhe angeordnet ist, nicht vorhanden, da das noch an einigen Stellen sichtbare Hauptgesims nur aus einer Rollschicht und zwei Flachsichten bestand (Abb. 6). Eine Bestimmung des Alters ist aus diesen Formen nicht möglich, da selbst die

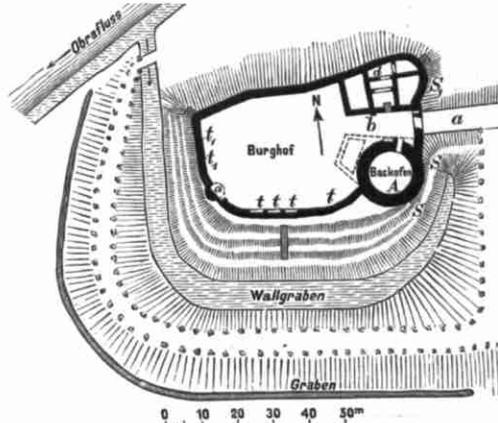
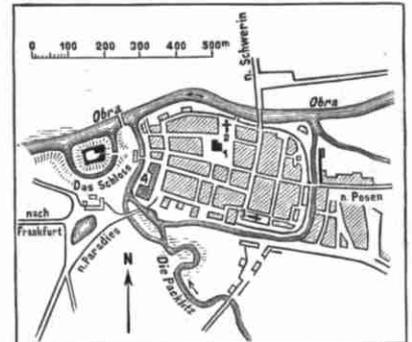


Abb. 1. Lageplan der Burgruine.



1 Rathaus, 2 ev. Kirche, 3 kath. Kirche, 4 ehem. Jesuiten-Kollegium.
Abb. 2. Meseritz um 1800.



Abb. 3. Burgtor.



Abb. 11. Grundriß und Schnitt des Kamins.



Abb. 12. Querschnitt durch Burgwall und Graben.

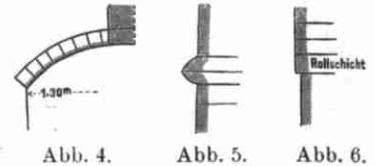
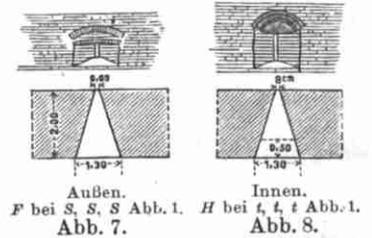


Abb. 4. Abb. 5. Abb. 6.



Außen. F bei S, S, S Abb. 1. H bei t, t, t Abb. 1.
Abb. 7. Abb. 8.

Abb. 7-10. Schlitzfenster.



Abb. 9. Querschnitt zu Abb. 8. Abb. 10.

des äußerst einfach gehaltenen Kamins (Abb. 11) hierzu nicht berechneten. Der Ansicht, daß das Schloß nicht vor Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden sei,⁶⁾ kann, mit alleiniger Ausnahme des Turmes bei A, diesseits nicht beigetreten werden. Zu dieser Zeit war die Kampfweise mit Pfeil und Bogen bereits der Feuerwaffe gewichen⁷⁾, und die vorliegende Anlage hätte daher in keiner Weise Zweck und Bedeutung haben können. Dagegen war bei der Entfernung von etwa 40 bis 50 m vom Burgwall über den Graben zur Mauer der Burg für Angriff und Verteidigung nur die Armbrust am Platze (Abb. 12); mit Einführung des Pulvers hatte die zum Schutze der Stadt Meseritz angelegte Burg ihren Wert verloren, denn tatsächlich hat sie einer Beschießung 1520, trotz des neuen, für Feuerwaffen eingerichteten Turmes (A) nur zwei Tage widerstehen können.⁸⁾

⁶⁾ J. Kohte, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen. Bd. III. Seite 120.

⁷⁾ Bekanntlich ist unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich I. (1415-1440) in Norddeutschland zuerst das Pulver zu Kriegszwecken zur Verwendung gekommen.

⁸⁾ Zacherts Chronik der Stadt Meseritz Seite 16. Anno 1520 zogen sich in Deutschland einige Völker und gingen in Preußen den Creuzherrn zu Hülfe. Eine Partey derselben kam über die Oder gleich auf Meseritz zu, belagerten die Stadt und bombardierten das Schloß 2 Tage lang, nach welchem es sich ergeben mußte. —

⁵⁾ Vergl. Denkmalpflege Jahrgang 1900 Seite 16.

Mit großer Wahrscheinlichkeit ergibt sich daher, daß die Burg, der Turm A ausgenommen, etwa in der Zeit vom Jahre 1000, der Ueberlieferung gemäß, bis 1094 der ersten geschichtlichen Erwähnung errichtet worden ist.

Schließlich sei noch bemerkt, daß auf dem Burghügel viele Gefäßscherben, sogar solche aus vorchristlicher Zeit gefunden werden,

ein Umstand, der das höhere Alter wohl nur bestätigen kann; den mitten im Sumpfe und Wasser gelegenen Hügel mit schmalem Zugange hat man bereits in frühester Zeit zu schätzen und zu benutzen verstanden und offenbar schon in vorgeschichtlicher Zeit die Erdarbeiten an ihm zum Zwecke der Errichtung eines festen Punktes ausgeführt.

Wilcke.

Ausbesserung gesprungener Glocken.

Die Erhaltung alter gesprungener Glocken gehört zu den undankbarsten Aufgaben, die dem Konservator gestellt werden. Das Ergebnis aller Bemühungen ist immer das nämliche: entweder wird die beschädigte Glocke umgegossen oder sie wandert in die Museen. Für das erste Verfahren stimmen gewöhnlich die als Sachverständige von den Gemeinden zugezogenen Glockengießer, und auf diese Weise geht ein großer Teil der alten Glocken zugrunde. Auch die Aufbewahrung alter Glocken in den Sammlungsräumen kann nur als ein Notbehelf angesehen werden; die Glocke hat immerhin ihren Beruf verfehlt. Die Aufgabe, eine gesprungene Glocke so wiederherzustellen, daß sie ihre Form, ihren Schmuck und ihren Klang behält, ist in jüngster Zeit durch den Glockengießer Herrn Durand-Chambon aus Montargis (Loiret) hier gelöst worden, und da ein derartiges Verfahren im Elsaß — und meines Wissens auch in Deutschland — zum ersten Male angewendet ist, so sei im Interesse der Denkmalpflege der Verlauf der Arbeit hier weiteren Kreisen bekannt gegeben.

Die St. Ulrichsglocke in der Kirche in Zellenberg im Ober-Elsaß stammt aus dem Jahre 1410, der Klöpfel aus dem Jahre 1896; sie trägt am Halse eine vier Zentimeter breite Inschrift in gotischen Majuskeln:

ICH * LUTE * SER * ZU * S. VOLRICH * UND *
S. AGATEN * ERE * MCCCCX. †

und ist mit vier kleinen Reliefs geschmückt, die die Symbole der vier Evangelisten darstellen. Die Glocke hat eine Höhe von 1,28 m, einen Durchmesser von 1,17 m und ein Gewicht von 1122 kg; die Wandung ist 9,5 cm stark, und der Ton der Glocke ist f, aber infolge des Risses unrein. Der Riß soll schon seit 30 Jahren bestehen, ist 38 cm lang und läuft in senkrechter Richtung bis zum Rande aus.

Infolge des Vertrages kam Herr Durand-Chambon Ende Juni d. J. in Zellenberg allein mit seinen Gerätschaften an und suchte sich Handlanger in der Gemeinde. Nach Aufnahme einer photographischen Ansicht des Risses und Feststellung des Tones wurde die Glocke in einen in der Nähe befindlichen Schuppen verbracht. Der Riß wurde gereinigt und durch Ausbohren vergrößert.

In umgekehrter Lage, mit der Haube nach unten, wurde die Glocke in eine Grube gesenkt und mit Lehm umgeben; besondere Formen an der Innen- und Außenwand erhielt die gesprungene Stelle, mit einer oberen Einguß-Öffnung. Der innere Raum der Glocke wurde mit Koks und Holzkohle bis an den Rand gefüllt, und das vermittels eines Ventilators angefachte Feuer brachte das Metall der Glocke in zehnstündigem Brande auf den notwendigen Grad der Erhitzung, die an der gesprungene Stelle das Metall beinahe zum Schmelzen brachte. In den ihm geeignet erscheinenden Augenblick führte der Glockengießer die inzwischen flüssig gemachte alte und neue Glockenbronze in die Öffnung ein; nach 24stündigem Erkalten wurde die Glocke herausgenommen und die Außen- und Innenflächen glatt gefeilt. Bei ihrem ersten Läuten am folgenden Tage gab sie einen reinen klaren Ton (f). Der ganze Hergang dauerte drei bis vier Tage und erforderte mit dem Herunter- und Heraufschaffen der Glocke einen Kostenaufwand von 360 Mark unter 10jähriger Gewähr des Gießers.

Das Hauptaugenmerk des Glockengießers richtet sich darauf, das alte Metall in der Umgebung des Risses für die eingeführte Bronze aufnahmefähig zu machen, so daß das alte und das neue innig mit einander verschmilzt, und je weiter dieses Eindringen der einzelnen Moleküle in das alte Metall stattfindet — oft 10 bis 15 cm — desto größer ist die Gewähr für die Dauerhaftigkeit der Glocke. Eine Gefahr liegt darin, daß ein neuer Sprung in der Glocke bei dem Erhitzen und Eingießen entsteht. In der Besiegung dieser Schwierigkeiten liegt das Verdienst des Glockengießers Durand-Chambon, dem bei seiner 40jährigen Tätigkeit an vielen Glocken in Frankreich eine reiche Erfahrung und die besten Erfolge zur Seite stehen. Die Haltbarkeit des neugegossenen Teils ist derart, daß der Klöpfel an die neuhergestellte Stelle anschlagen kann, ohne daß darunter der Klang und die Dauerhaftigkeit leidet. Nach diesem Verfahren hat der Glockengießer Glocken mit ein und mehreren Rissen in beliebiger Ausdehnung wiederhergestellt, ohne daß der Ton sich verändert hat. Ein zweiter Versuch, der an der Glocke der Kirche in Oberenzen i. E. gleich an diesen anschließend ausgeführt wurde, hat denselben glücklichen Verlauf genommen.

Straßburg i. E.

Konservator F. Wolff.

Vermischtes.

Der vierte Tag für Denkmalpflege in Erfurt findet am 25. und 26. September statt. Die vorläufige Tagesordnung, die wir auf Seite 62 d. Jahrg. mitgeteilt haben, ist dahin zu ergänzen, daß am 25. September über die Frage der Steinerhaltung, über Kennzeichnung von wiederhergestellten Teilen eines Bauwerks, über die Erhaltung von farbigen Altertümern, über die mit der Wiederherstellung des Meißener Doms zusammenhängenden Fragen, über die wegen des Handbuchs der deutschen Denkmäler unternommenen Schritte sowie über die den Denkmalschutz betreffende Gesetzgebungen verhandelt wird. Am 26. September finden Verhandlungen statt über die Erhaltung von Altertumsfunden, über die Vorbildung zur Denkmalpflege, Verlegung eines Teiles des Hamburger Denkmälerarchivs, über das Verhältnis der Altertums-museen zur Denkmalpflege und über die Bedeutung der Gestaltung der Straßenfluchtlinien vom Standpunkt der Denkmalpflege. Sollte einer der größeren Verhandlungsgegenstände ausfallen, so tritt an dessen Stelle eine Besprechung über Aufnahmen, Sammlung und Erhaltung der Kleinbürgerhäuser mit einleitendem Bericht des Stadtbauinspektors Stiehl in Berlin. Am Sonntag den 27. September hält der Ausschuß zur Pflege heimatlicher Bauweise in Sachsen und Thüringen eine Versammlung ab, in der Professor Schultze-Naumburg in Saaleck über Heimatschutz sprechen wird. Gleichzeitig sei noch einmal auf die mit der Denkmalpflege verbundene kunstgeschichtliche Ausstellung im Kreuzgang des Erfurter Domes mit den daran stößenden Kapellen, Sälen und Zimmern aufmerksam gemacht, die von der Provinzialdenkmälerkommission der Provinz Sachsen mit Unterstützung des preussischen Staates und der thüringischen Staaten veranstaltet wird. Wohnungsbestellungen vermittelt Herr Stadttarchivar Dr. Overmann in Erfurt.

Die Aufnahme und Verwertung der in der Altstadt Kiels erhaltenen alten Straßenbilder und Architektur motive bildet den

Gegenstand sehr beachtenswerter Anregungen des Stadtbaurats Pauly in Kiel, die uns im Druck vorliegen und die wir hier auszugsweise wiedergeben, da sie auch andere Städte zur tunlichsten Erhaltung ihrer alten Straßenbilder anregen können. Die städtische Verwaltung in Kiel hatte es sich seit Jahren zur Pflicht gemacht, bei baulichen Veränderungen innerhalb der Altstadt nach bestem Können Verkehrs erleichterungen, gesundheitliche Verbesserungen und eine zweckmäßige und schöne Neugestaltung des Straßenbildes anzustreben, ohne den folgenden Fragen näher getreten zu sein: 1) Gibt es in den älteren Stadtteilen Kiels Straßenteile, Gebäude oder Gebäudeteile, welche der Ueberlieferung an die Nachwelt wert sind? 2) Und hat die Stadtverwaltung, wenn es solche Bauwerke oder Bauteile gibt, die Pflicht, zur Erhaltung derselben in irgend welcher Form beizutragen? 3) Mit welchen Mitteln und in welcher Form sollen die alten Baureste der Nachwelt überliefert werden? 4) Welche Ueberlieferungszwecke für die Gegenwart und Zukunft, insbesondere hinsichtlich der Bautätigkeit, ergeben sich für die Stadtgemeinde?

Zur ersten Frage wird bemerkt, daß es leider sehr wenig Bauwerke in Kiel gibt, die aus allgemein oder örtlich kunstgeschichtlichen Rücksichten in ihrem gegenwärtigen Bestande erhalten zu werden verdienen. Das meiste, was sie an altem Besitz hat, trägt den Charakter einfacher Bauweise. Nichtsdestoweniger wird der aufmerksame Beobachter innerhalb der Altstadt manches reizvolle malerische Straßenbild, manches eigenartiges Architekturmotiv in Giebeln, Dächern, Portalen, Fachwerk usw. antreffen, das er in Uebereinstimmung mit den altangesessenen Bürgern Kiels erhalten zu sehen wünscht, wenn auch nicht in bestehender Form, so doch wenigstens in getreuer Abbildung oder so weit es sich um Einzelmotive handelt, als Ueberlieferung in der Altstadt an neuen Gebäuden im Rahmen einer ihnen ange-

passten Fassade. In Beantwortung der zweiten Frage gebietet daher die auch in andern Gebieten der Kultur geübte Pietät, das von den Vätern Ueberkommene schonend zu behandeln, um so von der Stadtgemeinde aus für Haus und Schule vorbildlich und anregend zu wirken. Daneben wird der örtliche Geschichtssinn geweckt durch Erhaltung der alten Bauwerke in Wirklichkeit, im Bilde oder in der architektonischen Ueberlieferung, und das Bild von dem Leben der früheren Geschlechter wird vervollkommen. Endlich läßt das Streben nach einer Ueberlieferung in der Architektur es dringend wünschenswert erscheinen, diejenigen Bauformen für den Baumeister zu erhalten, welche den alten Stadtteilen eigentümlich sind. Die Frage: „mit welchen Mitteln und in welcher Form sollen diese alten Baureste überliefert werden“, ist von der größten Bedeutung. Zunächst wird nach dem Vorgang der Provinzialkonservatoren ein Inventar aller vorhandenen alten charakteristischen Bauwerke aufzustellen sein. Hierbei ist auch das rein geschichtliche Beachtenswerte mit zu berücksichtigen und überhaupt der Rahmen ziemlich weit zu stecken. Dieses Verzeichnis würde auch vieles von rein örtlichem Interesse aufnehmen müssen, was nicht seitens des Staates inventarisiert ist. Da, wie anfangs erwähnt, in Kiel nur ganz vereinzelte Gebäude in Frage kommen, bei denen die Stadtverwaltung sich entscheiden muß, ob sie das Opfer des etwaigen Ankaufs oder der dauernden Unterhaltung bringen will, so kann es sich für diese Gebäude und Gebäudeteile nur um die Gewinnung genauer zeichnerischer Darstellungen und um gute photographische Aufnahmen handeln. Eine malerische Wiedergabe nach dem Vorgange von Hildesheim wird nur für einzelne Straßenschilder, Hofplätze u. dergl. in Frage kommen. Bei der Frage: „welche Ueberlieferungszwecke für die Gegenwart und Zukunft insbesondere hinsichtlich der Bautätigkeit ergeben sich für die Stadtgemeinde“ ist zunächst das rein geschichtliche und örtliche Interesse an der baulichen Vergangenheit bestimmend. In diesem Falle ist es wichtig, daß man die gewonnenen malerischen Bilder der Bürgerschaft und insbesondere der Schuljugend bequem zugänglich macht entweder in den Vorräumen und Fluren des Rathauses oder vielleicht besser in dem neuen Schulmuseum. Die photographischen Abbildungen sind zweckmäßig durch Vervielfältigung der Allgemeinheit nutzbar zu machen mit kurzem erläuternden Text. Einesteils würde auf diese Weise die ortsgeschichtliche Ueberlieferung und der Sinn für Haus und Heimat geweckt werden können, andererseits könnten die Aufnahmen der durch Druck vervielfältigten Einzelheiten dem Architekten einen willkommenen Anhalt bieten bei seinen Neubauten insbesondere in der eigentlichen Altstadt, wie es in letzterer Zeit bereits in glücklicher Weise in Kiel der Fall gewesen ist.

Es wird dann weiter der Gedanke angeregt, einen Fassadenwettbewerb zu veranstalten, den die oben genannten vervielfältigten Aufnahmen von architektonischen Motiven im alten Kiel als Unterlage dienen könnten. Zunächst wird allerdings das Ergebnis der Aufnahme abzuwarten sein. Den dankenswerten und anregenden Vorschlägen ihres Stadtbaurats haben die städtischen Körperschaften grundsätzlich zugestimmt, indem sie durch Beschluß vom 4. August 1903 für die gedachten Zwecke 2500 Mark in den Voranschlag des Jahres 1903 eingestellt haben.

Die Pflege und Erhaltung alter Baudenkmäler der Stadt Lüneburg bildete jüngst Gegenstand der Beratung der städtischen Kollegien. Wie Oberbürgermeister König ausführte, wurde die Anregung hierzu durch den Vortrag gegeben, den Oberbürgermeister Struckmann-Hildesheim auf dem Denkmaltage in Düsseldorf gehalten hat. Für Lüneburg liege die Sache nicht so günstig wie in Hildesheim, da die alten Lüneburger Bauten für neuzeitliche Zwecke sehr ungeeignet seien. Trotzdem sei es wünschenswert, daß man auch in Lüneburg nach Möglichkeit hervorragende Giebel zu erhalten suche. Der Oberbürgermeister betonte, daß im Magistrate Geneigtheit vorhanden sei, die Bürger bei Umbauten in der Erhaltung kunstvoller Fronten zu unterstützen und stellte nach längerer Besprechung der Angelegenheit fest, daß die städtischen Kollegien es für zweckmäßig erachten, zur Wahrung des alten Charakters der Stadt Lüneburg die Gründung eines Vereins in die Wege zu leiten und daß sie weiterhin geneigt sind, diesem Verein zur Unterstützung der Bürger bei Herstellung schöner Giebel eine jährliche Beihilfe aus städtischen Mitteln zu gewähren.

Dr. W. O.

Zu der Mitteilung über die Verwitterung eines Grabdenkmals im Kircheninnern auf S. 79 der vorigen Nummer d. Bl. erhalten wir von der Kgl. mechanisch-technischen Versuchsanstalt in Charlottenburg folgendes Schreiben:

In Nr. 10 des Jahrgangs 1903 der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ vom 29. Juli 1903 wird über die Untersuchungen kurz be-

richtet, die in der Anstalt an Material von einem Steingitter der Großen Kirche zu Emden ausgeführt worden sind. Am Schlusse der Mitteilung wird gesagt, daß in dem Zeugnisse der Anstalt „aus den gewonnenen Ergebnissen keine Folgerungen gezogen sind für Bestimmung von Mitteln, mit denen einem Fortschreiten der Zerstörung begegnet werden könnte“. Hierzu wird bemerkt, daß es nicht üblich ist, dem Prüfungsbefunde unaufgefordert eine gutachtliche Aeußerung hinzuzufügen. Im vorliegenden Falle war dies umso weniger angängig, als in dem Prüfungsantrage ausschließlich nur verlangt wurde, festzustellen, „aus welchen chemischen Zusammensetzungen das Material des Sandsteingitters vor dem Grabdenkmal des Grafen Enno II. von Ostfriesland in der Kirche zu Emden besteht und welche Ursachen den Verwitterungsprozeß bedingt haben“. Auch der dem Prüfungsantrage vorausgegangene Erlaß des Herrn Kultusministers vom 16. Januar 1902 hat nur verlangt, „das Material sowohl auf chemische Zusammensetzung als auch auf Art und Ursache des Verwitterungsprozesses zu untersuchen“. Diesem Antrage ist die Anstalt in weitestem Umfange nachgekommen. Aus dem Prüfungsbefunde ergeben sich übrigens die Mittel, mit denen dem Weiterschreiten der Verwitterung begegnet werden könnte, von selbst. Es sind: Tunlichste Beseitigung der Seesalze im Innern des Gesteins und Verhinderung des Zutritts von Feuchtigkeit zum Gestein. Dies würde sich vielleicht erreichen lassen durch künstliche Austrocknung des Steingitters durch längere Zeit fortgesetzte Beheizung, Beseitigung der dabei an die Oberfläche tretenden Salze durch Abbürsten, Ueberziehen der Oberfläche des Gitters und der Skulpturen mit wasserundurchlässigen und porenverschließenden Stoffen (Testalin, Paraffin-Präparate, Oelfarbe), Verhinderung des Zutritts der Bodenfeuchtigkeit zu dem Innern des Gesteins durch Einbauen einer Asphalt-Isolierschicht.

Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg, über das wir in Nr. 4 dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift einen ausführlichen Aufsatz gebracht haben, scheint nach einer Entscheidung des Königlichen Obergerichtes vom 22. Mai d. J. vorläufig gesichert zu sein. Die Entscheidung lautet, daß die Klage gegen die Zwangsetatisierungs-Verfügung des Regierungspräsidenten vom 31. Oktober 1902 (die mit Rücksicht auf die Erhaltung eines kunstgeschichtlichen Bauwerks sowie aus sicherheitspolizeilichen Gründen erfolgt ist) abzuweisen ist und die Kosten der Klägerin (Stadtverordnetenkollegium) aufzuerlegen sind. Da diese Entscheidung für die Erhaltung der im Besitz von Stadtgemeinden befindlichen Denkmäler wichtig ist, so ist ein Abdruck ihrer eingehenden Begründung in der heutigen Nummer 68 des Zentralblattes der Bauverwaltung erfolgt, worauf wir hiermit verweisen. Es sei hier nur nochmals mitgeteilt, daß der künstlerische und geschichtliche Wert des Nordertores wohl vom Magistrate, aber nicht vom Stadtverordnetenkollegium anerkannt wurde. Letzteres empfand das einzige noch erhaltene mittelalterliche Wahrzeichen der Stadt nur als ein Verkehrshindernis, das abgebrochen werden müsse. Der Magistrat, dem nach der Städteordnung die Unterhaltung der städtischen Gebäude obliegt, hatte die dringendsten Instandsetzungsarbeiten auf 2400 Mark ermitteln lassen. Da diese Mittel dem Magistrat durch die Stadtverordneten vorenthalten wurden, so ließ der Regierungspräsident auf Grund des Zuständigkeitsgesetzes vom 1. August 1883 diese Summe zwangsweise in den städtischen Haushaltsplan einsetzen. Die gegen diese Maßregel vom Stadtverordnetenkollegium beim Obergericht eingelegte Berufung ist, wie wir vorhin mitgeteilt haben, abgewiesen worden. Wenn somit die weitere Erhaltung des Nordertores auch vorläufig gesichert erscheint, so wäre es doch zu wünschen, daß seitens der Vertreter der Bürgerschaft dem letzten Zeugen der trotzigen Wehrhaftigkeit ihrer Vorfahren mehr Liebe und Verständnis entgegengebracht würde, damit auch den Nachkommen das Baudenkmal in würdiger Form erhalten bleibt. Daß dies möglich ist, ohne das gesteigerte Verkehrsbedürfnis zu beschränken, ist in Nr. 4 dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift vom Geheimen Baurat Mühlke überzeugend nachgewiesen.

Inhalt: Das Kalandhaus in Alfeld a. d. Leine. — Zur Kaiserswerther Pfalz. — Aus den Büchern der St. Petrikirche in Lübeck. — Ein mittelalterliches Freskobild in Bietigheim (Württemberg). — Burgruine Meseritz. — Ausbesserung gesprungener Glocken. — Vermischtes: Vierter Tag für Denkmalpflege in Erfurt. — Aufnahme und Verwertung der in der Altstadt Kiels erhaltenen alten Straßenschilder und Architektur motive. — Pflege und Erhaltung alter Baudenkmäler der Stadt Lüneburg. — Mitteilung über die Verwitterung eines Grabdenkmals im Kircheninnern. — Erhaltung des Nordertores in Flensburg.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Friedr. Schultze, Berlin.

Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.

Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg., P. M. Weber, Berlin.